

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 89 (1963)
Heft: 15

Rubrik: Limmatspritzer

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Gspüürsch en?

Man hat ihn einmal den billigsten Zürcher Stadtarbeiter genannt. Den Föhn nämlich. Während gegen das Frühjahr zu -zig Krämpfer dunkelweißen Schnee vom Straßenrand wegschaufeln und die Stadt an der Limmat sowie deren Steuerschächchen mit allem Drum und Dran täglich 50 000 Franken kosten, besorgt der Föhn die gleiche Arbeit kostenlos und erst noch zwanzigmal schneller als die Sonne. Er hat freilich den Nachteil, der Föhn, daß er erst dann in die Hände spuckt und sich an die Arbeit macht, wenn es ihm paßt; das unterscheidet ihn, wenigstens zurzeit noch, von den städtischen Hilfskräften, die via Zahltagsäcklein an die Schaufeln gelockt werden. Dafür, wie gesagt, kostet er nichts. Höchstens Nerven. Tatsächlich geht er auf die Nerven, so daß es gar nicht so abwegig ist, daß die Zürcher den Föhn als etwas typisch Zürcherisches zu etikettieren geneigt sind. Schneeräumen ist übrigens, genau wie das Herzaubern gestochen scharfer Alpenkettenbilder, nur eines seiner Nebenher-Hobbies. Im Hauptberuf bläst er aus vollen Backen in des Zürchers Innenleben, pustet hier auf ein Knöpfchen, jagt dort eine Sicherung heraus und reißt ein Seelenkabel herunter. Wann immer etwas krumm geht: der Zürcher Föhn hat es auf dem Gewissen. Höchstens wenn er seine freien Tage einzieht, wird er vom Vollmond abgelöst. Allgemeine Vermiestheit? Schlechte Laune? Ekkliger Boss? Mangel an Konzentration? Arbeitsunlust? Schwankungen im Fettgehalt der Kuhmilch? Alles vom Föhn, meine Lieben! Autofahren wie ein Trottel? Salatsaucenornament auf der Krawatte? Blitzstopptage der Tramführer? Polizei alle Notizbücher voll zu tun? Wir wissen es schon: Föhn! Stadttheaterkrise? Wie rasch kann so etwas losgehen! Man nehme an: Ein schwüler Föhntag. Schauspielere reizt, Regisseur reizt,

Balletteusen gereizt, Musiker obereizt, dazu ein von allen Seiten bestürmter Direktor, der gereizt ausruft: «Dieses Theater ist ja das reinste Irrenhaus!» Worauf ein Musiker piepst: «Bloß mit dem Unterschied, daß im Irrenhaus wenigstens der Direktor normal ist!» Wenn das kein schöner Anfang für eine Theaterkrise ist! Alles vom Föhn!

Ui, ui, und der Kopf, in solchen Fällen in Zürich «saurer Stein» genannt! Ein Gefühl, als ob sich im Grützkasten zwei Spatzen um einen Bissen Brot stritten! Das grünliche Langstreckenabonnement-Gesicht des Frühaufstehers und Trambenützers! Ellbogen statt Nächstenliebe, Gas statt Bremse, Tschumpel statt Schätzli, Zähneknirschen statt Traviata-Trällern, Verstimmung statt Stimmung, Phön statt Phon, Telephon, Grammophon, Diktaphon, Phönacatin ...

Gspüürsch de Föhn? fragt der Zürcher höflich umschreibend, wenn er meint: Häsch de Spinner dine? Der Föhn ist die einzige Zürcher Dreistern-Attraktion, die man zwar spüren, aber nicht sehen kann. Abgesehen von einer Zeitschrift, die in den Dreißigerjahren an Kiosken auflag und «Föhn» hieß.

So ekklig sich der Bursche auch gebärdet: sein Kundenkreis wächst ständig. Immer mehr Zürcher werden föhnpfindlich. Spüren sie ihn, dann verfluchen sie ihn, spüren sie ihn nicht, dann sind sie mitunter geradezu beleidigt. «Das isch dann wider föhnig hütt», sagte ich einmal zu einem Bekannten. «Isch es?» sagte er ganz verwundert. Und fügte danach gekränkt hinzu: «Weso han ich dann kei Grindwee?» Selbstverständlich fehlt es auch nicht an vorzüglichen Ratschlägen, wie man Föhneinbrüche überhaue. Vereinzelt behaupten zwar steif, Föhnpfindlichkeit sei eigentlich gar keine Föhnpfindlichkeit, sondern eine ganz ordinäre, gesteigerte Empfindlichkeit, welche zu Lasten

der modernen, irrsinnigen Hetze im Berufsleben gehe. Unter irrsinniger Berufshetze versteht man bekanntlich die Tatsache, daß heutzutage zwei Büroangestellte eine Arbeit in der gleichen Zeit bewältigen, in welcher sie früher ein einziger Büroangestellter bewältigt hat ...

Doch ich schweife ab. Ein Einheimischer rät: «Bei Föhnbeschwerden stelle man sich auf eine erdgeleitete Metallplatte und spanne ein Drahtgeflecht über sich, dadurch werden die elektrischen Spannungen aufgefangen und abgeleitet.» Das möchte ich zuerst sehen, das riecht nach Vogelkäfig mit Batterie! Angenehmer klingt, was aus französischen und deutschen Weinregionen zu uns herübergeweht

wird: «Ein mit einem Schluck gespritztem Wein verbessertes Nikkerchen; es ist noch nichts Besseres auf dem Markt.» Daraus geht gleichzeitig hervor, daß es mit dem Urzürchertum des Föhns – er heißt anderswo auch Afrikaner und Scirocco – offenbar doch nicht so ganz seine Richtigkeit hat.

In der Tat haben sie im Oberhasli den Föhn längst als den ältesten Bürger von Oberhasli annektiert, während Bayern ungeheuer stolz auf den einzigen echten Bayern-Föhn ist, ein Münchner Schriftsteller den Föhn gar als Urmünchner Erfindung herausstreicht und das, was Zürich und andere Städte zu bieten haben, als warmen Wind abtut: «München ist föhnig, das übrige Abendland ist bloß windig.»



Beidseits der Limmat

Stromknappheit

Während zum Stromsparen aufgefordert wird, zirkuliert dieses Müsterchen in Zürich:

Der Lehrer fragt die Schüler, woher denn eigentlich unser elektrischer Strom komme. Heinz meldet sich:

«Us em zoologische Garte, Herr Lehrer.»

«Werum jetzt grad us em Zoologische, Heinz?»

«Aemel hani geschter ghöört, wo de Vatter bim eläkttrisch Rasiere gsait hätt: «Jetzt hämmer die Affe de Schtroom abgschttelt!»

Après-Fasching

Während in Basel just vor der Fasnacht sinnigerweise eine Trinkgefäß-Ausstellung eröffnet wurde, zeigt Zürich nach dem turbulenten Fasnachtstreiben beim Bellevue die besten Plakate des Jahres 1962. Gelegenheit zu einem Plakaterbummel!

Schlummermutter

«Und wänn Si no irgend öppis müend haa», sagt die Zimmervermieterin zum jungen Mann, der soeben einen Schlag gemietet hat und sich anschickt, seine Koffer auszu packen, «dann säged Si mer's einfach, und ich zeigene dann, wie mes au ooni cha mache.»

Weibchen

Im Kaffeehaus. Er liest intensiv. Sie liest auch, kann aber das Gelesene nicht für sich behalten. «Du, Ruedi, häsch gläse! Telstar schweigt wieder.»

«Mmmmm.»

«Losisch nö?»

«Mmmmm.»

«Dä schwiget jetzt scho s zweitemaal.»

Ruedi, unwillig: «Ja, wunderet dich das? Werum sell däa nöd zwischetdure öppedie schwigge? Es heißt jo schließlich nöd die, sondern der Telstar.»

Rauch und Rauch

Bei einer Zwischenlandung in Kloten teilte der polnische Ministerpräsident den Journalisten mit, der polnische Außenminister habe zu viel geraucht und sei bettlägerig. Endlich etwas Neues aus dem Osten. Bis jetzt hat man bloß davon gehört, daß es vielen kolossal «rauche».

Sowohl als auch

Bei einer Redaktionslesung wurde im Kantonsrat ausgiebig diskutiert, ob die Zentralkasse «gespiesen» oder «gespeist» werde. Der Direktor des Innern meinte schließlich, «gespiesen» sei in diesem Falle nicht so abwegig, jedenfalls korrekt; wenn der Rat aber unbedingt nach neuestem Duden «gespeist» haben wolle, dann möge er das vorziehen. Mit 62 gegen 24 Stimmen entschied sich der Kantonsrat für den schon von Gottfried Keller verwendeten «Helvetizismus»: gespiesen.

Wozu uns der berühmte Sprachwissenschaftler einfiel, der das Ende nahen fühlte, sich im Bett aufrichtete und sagte: «Je meurs.» Und zehn Minuten später noch einmal leicht den Kopf hob und präziserte: «Man kann auch sagen: «Je me meurs.»